



Christopher  
Ross

*Emily*  
Allein unter  
Wölfen

Weltbild Premiere

Mit exklusiver  
Bonus-Geschichte

Emily  
Allein unter Wölfen

Christopher Ross

Emily  
Allein unter Wölfen

Roman

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

Copyright © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Ingola Lammers

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

Umschlagmotiv: Getty Images, München (© Nancy Nehring);

[www.shutterstock.com](http://www.shutterstock.com) (© Dennis W. Donohue; Neil Burton; M. Cornelius;

Incredible Arctic; Kryvenok Anastasiia; Antonov Roman; Serg64;

Andrew Mayovskyy; Geoffrey Kuchera)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-499-9

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Emily hatte zu lange gezögert. Die dunklen Wolken, die noch vor wenigen Minuten über den Gipfeln der White Mountains gehangen hatten, waren schneller weitergezogen als erwartet und schienen es darauf abgesehen zu haben, sie ins Unglück zu stürzen. Böiger Wind trieb wirbelnde Flocken gegen ihre Windschutzscheibe, als wollte er ihr die ohnehin schon schwache Sicht nehmen und ihre Maschine zum Absturz bringen.

Als erfahrene Pilotin, die ihre Lizenz in einem Doppeldecker erworben hatte und inzwischen eine Fairchild 71 steuerte, wusste sie um die Kapriolen, die das Wetter in Alaska schlug. Gerade nach einem frühen Wintereinbruch wie in diesem Oktober 1934 durfte man sich niemals sicher fühlen, besonders wenn man am Abend über die White Mountains nördlich von Fairbanks flog. Dennoch war sie aufgestiegen. Sie hatte ein Indianerdorf am Yukon besucht, einige Huskys verarztet und einer kranken Frau ein Schmerzmittel gegeben. Jetzt wollte sie unbedingt noch vor Einbruch der Nacht nach Hause kommen.

Ein heftiger Windstoß ließ die Maschine erzittern. Emily steuerte dagegen und versuchte dem Wind auszuweichen, indem sie etwas tiefer ging. Das Schneetreiben war so dicht, dass sie kaum etwas sah. Wieder griff der Wind an, wie die unsichtbare Faust eines gewaltigen Riesen traf er den Rumpf und schleuderte sie weit nach links. Sie trimmte die Ruder und brachte die Fairchild wieder auf Kurs, bevor sie angestrengt nach einem Platz zum Landen suchte. Ein beinahe aussichtsloses Unterfangen in dieser Wildnis und bei diesem Wetter.

»Wenn du nichts mehr siehst, flieg nach Gefühl«, hatte ihr der legendäre Noel Wien mal geraten, und genau das tat sie jetzt. Mit ihrer ganzen Erfahrung wehrte sie sich gegen den Sturm. Obwohl die Lage immer heikler wurde, geriet sie nicht in Panik. Ihre Ma-

nöwer waren ruhig und durchdacht. Sie befand sich nicht zum ersten Mal in einer solchen Zwangslage und hatte immer einen Ausweg gefunden. Wenn ein Passagier, der noch nie geflogen war, vor Angst zu zittern begann, weil heftige Turbulenzen die Maschine erschütterten, brachte sie noch ein Lächeln zustande, fest davon überzeugt, auch bei widrigsten Bedingungen in der Wildnis landen zu können. Das machte doch eine Buschpilotin aus, dem Teufel stets von der Schippe springen zu können.

Sie blickte aus dem Seitenfenster und versuchte den Flockenwirbel mit ihren Blicken zu durchdringen. Wenige Augenblicke vor dem Sturm war sie über dem Beaver Creek gewesen, auch im düsteren Licht eines Wintertages eine verlässliche Orientierung, weil sich das weiße Band des zugefrorenen Flusses einigermaßen deutlich von den dichten Wäldern abhob. Aber bei diesem starken Wind fiel es ihr immer schwerer, den Kurs zu halten, und sie hatte keine Ahnung, ob der Fluss noch in der Nähe war. Das Eis eines Flusses oder Sees war ein besserer Landeplatz als einer der gefährlichen Berghänge.

Leise fluchend ging sie noch tiefer, ein Risiko bei diesem Wetter, weil sie ständig Gefahr lief, gegen einen der Berge zu prallen, die sich mit schroffen Felswänden aus den Wäldern erhoben. Kaum ging ihr der beängstigende Gedanke durch den Kopf, tauchte eine Felsspitze dicht vor ihren Augen auf, und es gelang ihr erst im letzten Moment, die Fairchild nach oben zu reißen. Die Skier kratzten über den Fels, als sie über den Gipfel flog, und verursachten ein so hässliches und lautes Geräusch, das es sogar den Wind übertönte.

Ihr blieb keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Das Schneetreiben wurde immer dichter, und sie konnte die Berghänge nur noch als schwache Schatten ausmachen. Als der Wind für einen Augenblick den Atem anhielt und das weiße Band des Beaver Creek sichtbar wurde, stieß sie sofort nach unten, ungeachtet der heftigen Turbulenzen, die sie in dem lang gestreckten Tal erwarteten, und peilte den Fluss an. Die letzte Viertelmeile flog sie nur nach Gefühl, immer mit der Befürchtung, einen der Bäume am

Ufer zu streifen, bis die mit einer lockeren Schneeschicht bedeckte Eisdecke des Flusses vor ihr auftauchte und sie so sanft und sicher aufsetzte, als würde die Sonne scheinen.

Sie lenkte die schaukelnde Maschine ans Ufer und sicherte sie mit Lederriemen. Der eisige Wind blies ihr den Schnee ins Gesicht. Mit wuchtigen Hammerschlägen trieb sie die eisernen Pflöcke ins Eis. Das Öl ließ sie mit geübten Handgriffen in einen Kanister ab. Eine bittere Notwendigkeit bei jeder Landung in der winterlichen Wildnis, da Öl genauso schnell gefror wie Wasser und dann den Start verhindert hätte. Nachdem sie die Motorhaube mit einer Plane abgedeckt hatte, schleppte sie den größten Teil ihrer Notausrüstung zum Steilufer. Innerhalb weniger Minuten hatte sie ihr Zelt im Windschatten der Uferböschung aufgebaut. Sie kroch unter die Planen und zündete den kleinen tragbaren Ofen an, den Mike ihr zum Geburtstag geschenkt hatte.

»Mike«, flüsterte sie den Namen ihres Verlobten, als sie ihren Schlafsack und die Decken ausbreitete. Während vor ihrem Zelt die Schneeflocken wirbelten und ihre Maschine beinahe verschwinden ließen, hatte sie sein Bild vor Augen. Dieser Mann, der sie mit seinem Lächeln und seiner unbeschwerten Art verzaubert hatte und sich auch in brenzligen Situationen immer fröhlich und optimistisch gab, aber auch ein eigenwilliger Bursche, der seine Freiheit über alles liebte und sich schon deshalb über den Wolken am wohlsten fühlte. Sogar den Heiratsantrag hatte er ihr in luftiger Höhe gemacht, während eines Loopings hoch über der Wildnis und mit einem begeisterten Funkeln in den Augen. Fast vier Jahre lag das nun zurück, und sie hatten noch immer nicht geheiratet. Etliche Male schon hatte er den Hochzeitstermin hinausgeschoben, wohl aus Angst, damit zu viel von seiner Unabhängigkeit aufzugeben. »Sei dir bloß nicht zu sicher«, hatte sie ihm lachend erwidert, »und glaub bloß nicht, es gäbe keine anderen Verehrer. Die Männer stehen Schlange bei mir.«

Sie blickte in den Flockenwirbel hinaus. Das wenige Tageslicht, das während des Sturms noch zu spüren gewesen war, hatte sich verflüchtigt. Dunkle Schatten vermengten sich mit

dem Schnee und dem milchigen Dunst. Sie zog die Kapuze ihres Anoraks tiefer in die Stirn. Der kleine Ofen kämpfte mühsam gegen die Kälte an, ohne viel zu bewirken. Frustriert trank sie von dem heißen Tee in ihrer Thermosflasche. Welcher Teufel hatte sie nur geritten, die Warnungen der Indianer in den Wind zu schlagen und noch am selben Nachmittag zu starten? »Der Wintergeist lässt nicht mit sich spaßen«, hatte der alte Häuptling gesagt. Aber sie war wie diese Draufgänger, die kein Gewitter und keinen Blizzard fürchteten, ins Cockpit geklettert und hatte ihr Glück herausgefordert. Sie würde sich einiges von ihren männlichen Kollegen anhören müssen, wenn sie in Fairbanks landete.

Trotz einer Pionierin wie Amelia Earhart, die als erste Frau den Atlantik überquert hatte und dafür sogar von Präsident Hoover mit einer Medaille der National Geographic Society ausgezeichnet worden war, ließ die Anerkennung weiblicher Piloten immer noch zu wünschen übrig. Erst dank eines spektakulären Rettungsfluges war es Emily gelungen, sich die Bewunderung vieler Männer zu verdienen. Ganz ähnlich war es ihr als Tierärztin gegangen. Einer Frau trauten die meisten Menschen diesen angesehenen Beruf nicht zu.

Sie hatte ihre Handschuhe ausgezogen und wärmte ihre Hände über dem kleinen Ofen. Wie ihre Mutter, die besser mit einem Hundeschlitten umgehen konnte als manche Inuit und Indianer, hatte auch sie sich niemals unterkriegen lassen. Eine Frau aus New York oder Chicago hätte bei ihrem Anblick wahrscheinlich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Eine Frau, die einen Männerberuf ausübte und ein Flugzeug steuerte, die in der Wildnis unterwegs war und sich weder um ihre Kleidung noch um ihr Aussehen kümmerte, die nicht einmal Make-up auflegte und ihre blonden Haare zu einem strengen Pferdeschwanz gebunden unter der Kapuze eines Anoraks versteckte. Schockierend, einfach nur schockierend! Dabei war Emily fortschrittlicher als die meisten Frauen an der Ostküste, kleidete sich zu festlichen Anlässen nach der neuesten Mode, die sie nach Vorlagen in Kata-



logen und in *Harper's Bazaar* selbst schneiderte. Im Umgang mit Nadel und Faden war sie äußerst geschickt.

Ein kräftiger Windstoß rüttelte an der Zeltplane, beruhigte sich aber gleich wieder. Auch das Schneetreiben schien etwas nachgelassen zu haben. Sie blickte zum Fluss hinab, registrierte zufrieden, dass sie die Fairchild fest genug verankert hatte, und kroch in ihren Schlafsack. Mit etwas Glück wanderten die dunklen Wolken schneller als gewöhnlich nach Westen, und sie konnte schon in wenigen Stunden wieder starten. Sie legte sich dicht genug an den kleinen Ofen, um etwas von seiner Wärme abzubekommen, und schlief ein.

Die düstere Gestalt, die sie in ihren Träumen störte, stieg aus der Dunkelheit zu ihr herab und ließ sie die arktische Kälte spüren, die mit dem Abend aus dem Norden gekommen war. Emily brauchte nicht einmal das Gesicht zu sehen, um zu wissen, wen sie vor sich hatte. Die schwarzgelockte Frau, die Mike und sie jahrelang verfolgt und vergeblich versucht hatte, sie in den Tod zu stürzen, war stets in ihren Gedanken, auch wenn sie seit ihrer überstürzten Flucht vor vier Jahren nicht mehr aufgetaucht war. Die meisten Leute glaubten, dass sie in der Wildnis umgekommen war. Nur in den Legenden der Indianer und Inuit tauchte sie noch auf, eine unbarmherzige Hexe, die sich mit den bösen Geistern verbündet hatte und nur darauf wartete, zum endgültigen Schlag gegen Mike und Emily ausholen zu können. Ihr Vorgehen war so rücksichtslos und unmenschlich gewesen, dass Emily immer noch ein leichtes Zittern verspürte, wenn sie an Caroline King dachte. So hieß die Frau mit bürgerlichem Namen. Der *News-Miner* hatte sie »Schwarze Witwe« getauft.

Es war wohl die gespenstische Stille, die Emily aufweckte. Von einer Sekunde auf die andere war das Heulen des Windes verstummt und einer so tiefen Stille gewichen, als hätte die Welt aufgehört zu existieren. Es war noch stiller als im Augenblick einer tödlichen Gefahr, wenn ein wütender Grizzly oder ein hungriges Wolfsrudel in der Nähe des Zeltes auftauchte und selbst die Natur den Atem anzuhalten schien. Durch eine Öffnung in der

Zeltwand erkannte sie, dass auch die wirbelnden Flocken verschwunden waren und bleiches Mondlicht auf dem Schnee und dem Flusseis schimmerte.

Sie tastete nach ihrem Revolver, den sie auf jedem Wildnistrip in der Anoraktasche mitführte, und kroch aus dem Schlafsack. Dass die Natur so abrupt verstummte, geschah selten. Übervorsichtig, als hätte sie Angst, einen unsichtbaren Feind mit einer hastigen Bewegung aufzuschrecken, drückte sie die Zeltplane zur Seite und kroch aus ihrem Unterschlupf. Mit klopfendem Herzen, weil sie das Schlimmste befürchtete, startete sie ins fahle Mondlicht.

Das Tal lag still vor ihr. Kein rauschender Wind, kein knackendes Eis, keine Raben, die eilig aus einem Gestrüpp aufstiegen. Die Bäume am Ufer bewegten sich nicht und hoben sich wie starre Scherenschnitte gegen den Schnee ab. Der Mond kam ihr bleicher als sonst vor, als hätte er an Leuchtkraft verloren, und die Sterne funkelten lange nicht so hell wie sonst.

Die dunkle Gestalt am anderen Ufer entdeckte Emily erst, als sie sich aufrichtete und eine Bewegung jenseits des Flusses wahrnahm. Da stand sie: Caroline King! Die Hexe! Die Schwarze Witwe! Wie eine böse Fee im langen schwarzen Mantel und mit einer Wollmütze, unter der ihre schwarzen Locken hervorragten, kam sie ihr über den Fluss entgegen. In dem milchigen Dunst, der über dem Eis lag, sah es beinahe aus, als würde sie schweben. Ein Todesengel, der aus der Wildnis zurückkehrte, um sich endgültig an seinen Feinden zu rächen.

Neben der festgezurrtten Maschine blieb sie stehen. Ihr Gesicht war noch blasser als sonst, als hätte sie die letzten Jahre unter der Erde verbracht, und ihr Mund hatte sich zu einem spöttischen Lächeln verzogen. »Willkommen in meinem Reich, Emily«, sagte sie mit einem Unterton, der ihre Worte Lügen strafte. »Ich habe lange auf dich gewartet und freue mich, dass wir uns endlich wiedersehen.« Sie war zur vertraulichen Anrede übergegangen, sprach aber mit einem solchen Pathos, dass es eher spöttisch und herablassend klang.

»Was willst du?«, fragte Emily mehr wütend als ängstlich.

»Das weißt du doch«, antwortete Caroline. »Oder hattest du mich schon vergessen?« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Dazu habe ich mich zu oft in deine Gedanken geschlichen. Die bösen Geister, die in den dunklen Regionen der Arktis leben, haben mir dabei geholfen. Du hattest recht, Emily. Ich bin eine Hexe. In den Dörfern der Indianer habe ich gelernt, mit den geheimnisvollen Kräften der jenseitigen Welt zu sprechen und mir Kräfte anzueignen, von denen du nicht einmal zu träumen wagst. Selbst die Schamanen blicken zu mir auf, und starke Männer gehen vor mir in die Knie, weil sie Angst haben, mein Zorn könnte sie treffen. Aber ich hege keinen Groll gegen Indianer. Ihre tapferen Krieger sind meine treuesten Verbündeten. Sie werden mir helfen, dich und den Mann, der mich zum Gespött gemacht hat, ins Reich des Bösen zu schicken.«

Emily blickte die Hexe ungläubig an. Ihre Wut war größer als das Unbehagen, das sie beim Anblick der Hexe empfand. »Was soll das, Caroline? Du hast betrogen und gemordet und führst einen jahrelangen Rachefeldzug gegen Mike und mich, nur weil er dich nach einer Liebesnacht versetzt hat und ich seine Verlobte bin. Was war denn schon groß dabei? Mike war ein Barnstormer, ein herumziehender Kunstflieger, ein junger Draufgänger, der keine Gelegenheit ausließ und natürlich zugriff, als er in deine dunkle Augen sah. Du warst sicher nicht die einzige Frau, die er unglücklich gemacht hat. Das war nicht fair von ihm, aber wenn sich jede Frau, die von einem solchen Mann hereingelegt wurde, mit Mord und Totschlag gerächt hätte, wäre in den Gefängnissen kaum noch Platz. Warum vergisst du die Sache nicht endlich?«

»Der Betrüger, mit dem du dich eingelassen hast, hat meine Seele geraubt«, erwiderte Caroline. Die blumige Sprache hatte sie anscheinend bei einem Schamanen gelernt. Sie hatte es schon immer verstanden, sich zu verstellen. Als enttäuschte Frau nach der Liebesnacht mit Mike, wütende Furie auf ihrem Rachefeldzug und heimtückische und fanatische Mörderin, während sie ihren Gatten und die meisten Bürger von Fairbanks als mitfühlende

Ehefrau eines Millionärs getäuscht hatte. Ihre Sprache passte sie perfekt an, mal verführerisch und sanft, auch mal derb und ungehörig, wenn es drauf ankam, und in der Öffentlichkeit höflich und unverfänglich. Und jetzt ausufernd und pathetisch, als glaubte sie tatsächlich, mit den bösen Geistern im Bunde zu sein und wie eine indianische Rachegöttin zu erscheinen. Ihre Botschaft war jedoch klar und verständlich: »Er hat mein Leben zerstört, mich wie lästiges Ungeziefer abgeschüttelt, nur um sich mit einer miesen Angeberin wie dir einzulassen. Aber euer Glück wird nicht von Dauer sein. Ihr werdet beide sterben, und es wird ein langsamer und qualvoller Tod sein.«

»Worauf wartest du dann noch?«, fragte Emily beinahe trotzig. Ihre rechte Hand steckte in der Anoraktasche und legte sich um den Revolver. »Warum tauchst du wie ein böser Geist hier auf und redest dummes Zeug?«

Nur an den veränderten Mundwinkeln war zu erkennen, dass Caroline lächelte, einen kurzen Augenblick nur, dann wurde sie wieder ernst. »Du willst mich provozieren, nicht wahr? Du willst mich wütend machen und glaubst, dann eine bessere Chance gegen mich zu haben. Ist es nicht so? Ich kann dich beruhigen, Emily. Noch bist du nicht an der Reihe. Zuerst werden die Menschen sterben, die du am liebsten hast. Deine Eltern? Deine Freunde? Irgendeinen wird es treffen, vielleicht auch zwei oder drei oder vier. Lass dich überraschen, Emily, und sag dem lausigen Bastard, der mich betrogen hat, dass es ihn genauso treffen wird. Vielleicht töte ich ihn auch gleich, um meinen Spaß mit dir zu haben. Niemand kann mich aufhalten, nicht einmal der Marshal.«

Jetzt klang sie wieder wie die Caroline, die Emily in einer dunklen Gasse aufgelauert und wilde Drohungen ausgestoßen hatte. »Sie haben dich schon einmal erwischt, oder erinnerst du dich nicht mehr an deine Jahre im Gefängnis? Noch einmal fallen die Behörden nicht auf dich herein. Sie haben dich damals begradigt, und du hast es ihnen gedankt, indem du deinen Mann umgebracht hast, nur um an seine Millionen zu kommen. Dafür

gibt es eindeutige Beweise. Du kannst froh sein, wenn sie dich nicht am nächsten Baum aufknüpfen.«

»Vor vier Jahren bin ich ihnen entkommen«, sagte Caroline. In ihren Worten klangen Stolz und Verachtung mit. »Weder der Marshal und sein Aufgebot noch irgendjemand sonst fand meine Spuren, und so wird es auch diesmal sein, wenn ich dich und deinen miesen Freund ins Jenseits schicke. Ich bin nicht mehr die Caroline von damals. Seitdem ich in der Wildnis lebe, bin ich unbesiegt. Eine Hexe, die selbst den mächtigen Wintergeist auf ihrer Seite hat, um dir Angst einzujagen. Oder glaubst du, der Blizzard wäre aus heiterem Himmel gekommen? *Ich* habe die dunklen Wolken über die Berge getrieben und deine Maschine mit Schnee beworfen. Und du bist nur deshalb noch am Leben, weil ich dich noch lange leiden sehen will, bevor du stirbst.«

Emily lachte kurz. Sie war so verblüfft über die Arroganz ihrer Erzfeindin, dass sie ungläubig den Kopf schüttelte. »Glaubst du das wirklich? Dass du mit den bösen Geistern im Bunde bist und über geheimnisvolle Kräfte verfügst? Dass du selbst über das Wetter bestimmen kannst? Glaubst du das?«

»Du wirst es erleben«, antwortete Caroline und lief langsam über den Fluss zurück. Ihre dunkle Gestalt verschmolz mit den Nebelschwaden, die über dem Eis schwebten, und verschwand mit den Bäumen am jenseitigen Ufer. Einige kleinere Schatten, womöglich Hunde oder Wölfe, folgten ihr.

Emily schreckte hoch und starrte in das blasse Mondlicht, das durch den Zelteingang fiel. Sie brauchte einige Zeit, um das soeben Erlebte zu verarbeiten. War Caroline wirklich hier gewesen, oder hatte sie die Begegnung nur geträumt? Sie blickte auf die Ärmel ihres Anoraks, den sie auch im Schlafsack anbehalten hatte, und entdeckte ein paar Schneeflocken. Hastig kroch sie aus dem Schlafsack, trat vor das Zelt und lief die wenigen Schritte zum Ufer.

Der Fluss lag schweigend im bleichen Licht des Mondes und der Sterne. Eine unheimliche Stille lastete über dem verschneiten Land. Die einzige Bewegung kam von dem wogenden Nebel

über dem Beaver Creek. Es gab keine Spuren, weder auf dem Eis noch im Schnee am anderen Ufer des Flusses, wohin die Hexe gegangen war. »So ein Unsinn«, schimpfte sie sich, als sie zu ihrem Unterschlupf zurückkehrte. Eine weiße Frau, die mit den Geistern sprechen konnte und mächtiger als ein Schamane war, gab es nicht. Caroline King war längst tot, sie konnte damals nicht überlebt haben.

Kopfschüttelnd kroch sie in ihren Schlafsack. Sie hatte gerade die Augen geschlossen, als das Geheul von Wölfen aus den Bergen herabdrang. »Lass dich nicht verrückt machen«, ermahnte sie sich selbst und schlief ein.

Der frische Wind, der am frühen Morgen durch den Zelteingang wehte, weckte Emily. Sie hatte lange genug geschlafen und war sofort hellwach. Von einer plötzlichen Unruhe erfasst, kroch sie aus dem Schlafsack und trat ins Freie, starrte auf den zugefrorenen Fluss und erschrak, als ein kleines Tier, wahrscheinlich ein Schneehase, das Weite suchte.

Unwillkürlich griff sie nach dem Revolver in ihrer Anoraktasche und beruhigte sich nur ganz allmählich. Caroline war verschwunden, und Emily hätte auch jetzt nicht sagen können, ob die Hexe tatsächlich übers Eis gekommen oder ihr nur in einem bösen Traum erschienen war. Dennoch suchte sie die nähere Umgebung mit ihrem Fernglas ab, nur um ganz sicherzugehen, dass ihr keine Gefahr drohte. Einigermaßen zufrieden steckte sie das Fernglas in ihrem Rucksack. Sie erhitze das Öl im Kanister, räumte inzwischen ihre Notausrüstung zusammen und verstaute sie hinter ihrem Sitz in der Maschine.

Bei der Überprüfung der Fairchild registrierte sie erleichtert, dass die Skier nicht festgefroren waren und sich nur wenig Eis auf den Tragflächen und den Scheiben gebildet hatte. Sie füllte das warme Öl in den Motor, verstaute die Zeltplanen und den kleinen Ofen und befreite die Maschine von ihren ledernen Fesseln. Gerade wollte sie einsteigen, als sie eine Bewegung zwischen den Uferbäumen wahrnahm. Ein dunkler Schatten, der sich deutlich vom hellen Mondlicht abhob. Wieder tastete ihre Hand nach dem Revolver, doch der Schatten verschwand sofort wieder, und alles, was sie am Ufer ausmachte, war ein missgelaunter Rabe, der sich krächzend aus einem Baum erhob.

Sie stieg in die Maschine und schaltete den Motor ein. Er brauchte eine Weile, um auf Touren zu kommen. Froh, endlich aus dem Tal zu kommen, lenkte sie die Fairchild in den Wind

und startete. Auf der dichten Schneedecke, die sich während des Sturms über dem Flusseis gebildet hatte, griffen die Skier besonders gut und halfen ihr, mit der Maschine problemlos abzuheben. Mit einer Hand am Steuerknüppel wendete sie die Fairchild in einer weiten Linkskurve und folgte dem Beaver Creek weiter nach Südwesten.

Aus luftiger Höhe blickte sie auf ihren Lagerplatz hinab. Noch immer geisterte der geheimnisvolle Schatten durch ihre Gedanken. Kein Hase, dazu war er zu groß gewesen. Sollte sie sich das nur eingebildet haben? Sie suchte nach einer Bewegung zwischen den Bäumen, riss sich von dem Anblick los und blickte nach vorn, wo die schroffen Hänge des Cache Mountain aus dem morgendlichen Dämmerlicht ragten. Weil sich der Wind in dieser Region noch immer von seiner lebhaften Seite zeigte, hatte sie alle Hände voll zu tun, die Maschine auf Kurs zu halten. Die White Mountains waren lange nicht so hoch und spektakulär wie die Alaska Range oder die Brooks Range, aber der Wind war oft tückisch, und man war jederzeit gefordert. »Unterschätzt mir die White Mountains nicht«, hatte Noel Wien, der bekannteste Flugpionier in Alaska, in einem Interview gemahnt.

Das Heulen kam aus weiter Ferne, hing scheinbar minutenlang in der Luft und übertönte sogar den Motorenlärm. Sie blickte nach unten und sah einen Wolf über einen verschneiten Hang laufen. Sein graues Fell leuchtete im Mondlicht. »Scars!«, flüsterte sie überrascht. Sie ging tiefer und flog in einer weiten Kurve über den Wolf hinweg, war ihm so nahe, dass sie die Narben auf seinem Rücken erkennen konnte. Er ließ sich durch den Motorenlärm nicht beeinflussen, hob nicht mal den Kopf und rannte stur weiter, als wollte er ihr raten, sich durch nichts von ihrem Weg abbringen zu lassen.

Als er im Schatten einer steilen Felswand verschwand, trieb sie ihre Maschine wieder nach oben und ging auf Kurs. Jenseits der zerklüfteten Felshänge des Cache Mountain hatte sie freie Bahn. Scars war ihr langjähriger Begleiter, ein oftmals übellauniger Wolf, der sie schon manches Mal genarrt, ihr aber genauso oft das



Leben gerettet hatte. Zumindest bildete sie sich das ein. Bei den Indianern war ein solches Tier als Schutzgeist bekannt, auch wenn die meisten Ureinwohner inzwischen christlich getauft waren. Ein Geist-Tier, das einem während der Fastentage im Traum erschien und dann ein Leben lang begleitete. Ein Schutzengel, wie die Weißen sagen würden, der sich jedoch einen Spaß daraus machte, nicht immer zu helfen, sondern in aller Ruhe dabei zuzusehen, wie sich sein Schützling selbst aus einer misslichen Lage befreite.

Scars war ein Geheimnis, das Emily mit ihrem Verlobten teilte und schon lange nicht mehr erwähnte, weil Mike sie bloß ausgelacht hätte. Er glaubte nicht an Schutzgeister und Geisterwölfe, hielt die Legenden für »heidnischen Unsinn« und verließ sich lieber auf seine eigene Stärke und seinen Ideenreichtum. Auch Emily zweifelte manchmal an der Existenz von Scars, obwohl sie genug Zeit bei den Indianern verbracht hatte, um zu wissen, dass es mehr Geheimnisse zwischen Himmel und Erde gab, als man sich vorstellen konnte.

Am Horizont tauchten die Lichter von Fairbanks auf. Auch in den Dreißigerjahren hatte sich die Stadt ihren Pioniercharakter bewahrt, es gab keine asphaltierten Straßen, und zwischen den Blockhäusern und Bretterbuden ragten nur wenige Steinhäuser empor. Weeks Field hatte sich während der letzten Jahre zu einem respektablen Flughafen entwickelt. Pacific Alaska Airways, die finanzstarke Airline von Pan American, hatten einen großen Hangar mit angrenzendem Büro errichtet, und es gab zwei weitere Gebäude mit einem weiteren Hangar. Dazwischen erinnerte noch ein Teil der Tribünen, die einst das ehemalige Baseballfeld gesäumt hatten, an die Spiele, die tausende Leute nach der Jahrhundertwende in ihren Bann gezogen hatten. Der Wohnwagen von Bubba, dem Mechaniker von Noel Wien, der auch für Emily und Mike arbeitete, stand etwas abseits am Zaun. Von dem Wagen lachte ein Clownsgesicht.

Emily landete auf der verschneiten Piste und hielt vor dem neuen Verwaltungsgebäude. Statt in einer baufälligen Baracke re-

sidierten der Flughafen-Manager und seine Mitarbeiter jetzt im Erdgeschoss eines zweistöckigen Blockhauses. Otto Snyder, der deutschstämmige Manager, der sich seit der Übernahme des Flugfeldes durch die Stadt mit zwei anderen Männern abwechselte, stand im Freien, die Schiebermütze mit den wollenen Ohrenschildern wie immer auf den schütterten Haaren, und half Emily beim Aussteigen.

»Gut, dass Sie kommen, Fräulein«, begrüßte er sie. »Den Neuen ...« Er deutete hinter sich. »... ging der Hintern schon auf Grundeis, als der Sturm begann und Sie gestern Abend nicht zurückkamen. Keine Panik, hab ich denen gesagt, Emily Carmack lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Die landet irgendwo und übernachtet in ihrem Notzelt. So war es doch, Fräulein, oder?«

»In den White Mountains, am Ufer des Beaver Creek«, erklärte sie. »Sie wissen ja selbst, wie gefährlich es bei einem solchen Schneesturm in den Bergen ist.« Sie winkte Bubba zu, der von seinem Zirkuswagen herübergelaufen kam, und blickte sich suchend um. »Sieht so aus, als wäre Mike noch unterwegs.«

Otto nickte. »Zwei junge Geschäftsleute, die unbedingt den Mount McKinley aus der Nähe bestaunen wollten. Viel werden sie nicht zu sehen kriegen, nehme ich mal an. Wie ich den Berg kenne, liegt er bis zum Hals im Nebel.«

»Emily!«, rief Bubba. »Hab mir schon gedacht, dass Sie erst heute Morgen kommen.« Er saß auf einem kleinen Raupenfahrzeug, der neuesten Errungenschaft von Weeks Field, mit dem man die Flugzeuge in den Hangar zog. Seinen Südstaaten-Slang hatte er auch in den vielen Jahren, die er schon in Fairbanks lebte, nicht abgelegt. Er war aus Alabama nach Alaska gekommen.

»Ich glaube nicht, dass ich die Fairchild heute noch mal brauche«, erwiderte sie. »Wird Zeit, dass ich mich wieder mal um die Tiere in der Stadt kümmere. Ich fürchte, Mrs Mallory war schon mehrmals mit ihrer Katze bei mir.«

»Und wehe, ihre Kitty stirbt irgendwann mal.«

Doch auf dem Tisch in ihrer Praxis lag nur eine Nachricht von Mike: »Heute Abend essen wir im Golden Palace. Ich hab einen

Tisch für uns reserviert. Hole dich um sechs ab. Zieh dir was Schönes an, es gibt was zu feiern.«

Während sie sich gründlich wusch und in ihren schwarzen Rock und die weiße Bluse schlüpfte, ihre Standardkleidung für die Arbeit in der Praxis, rätselte sie, was sich hinter Mikes Andeutung verbarg. Hatte er einen großen Auftrag ergattert? Während seiner Flüge zum Mount McKinley einen neuen Rekord aufgestellt? Oder betraf die gute Nachricht sie beide? Hatte er ein Schmuckstück für sie gekauft? Ein preiswertes Haus gefunden, in dem sie nach ihrer Heirat zusammenleben konnten? Das Golden Palace war eines der teuersten Restaurants in Fairbanks, und er musste schon einen besonderen Grund haben, sie in das Steakhouse einzuladen.

Alles war möglich, doch es war früh am Morgen, und sie hatte noch einiges zu tun, bevor Mike sie abholte. Sie hatten sich ein paar Tage nicht gesehen, und sie konnte es kaum erwarten, wieder in seine Augen zu blicken und von ihm berührt zu werden. Er war zu einem Teil von ihr geworden, und sie konnte sich ein Leben ohne ihn gar nicht mehr vorstellen. Auch für eine selbstständige Frau wie sie, die in keiner Weise abhängig von einem Mann war, fühlte es sich gut an, einen Menschen zu haben, der einem nahestand.

Sie saß noch beim Frühstück, als Harold Farley an die Praxis-tür klopfte und ungeduldig ihren Namen rief. Zusammen mit seiner Frau und seinem vierzehnjährigen Sohn bewirtschaftete er eine Farm am Tanana River. »Gott sei Dank, Sie sind zu Hause«, rief er erleichtert, als sie die Tür öffnete. »Einer unserer Huskys ist schwer verletzt! Jemand hat ihm das Bein gebrochen.«

Emily schlüpfte bereits in den Anorak und griff nach der Arzttasche. »*Jemand* hat ihm das Bein gebrochen? Sind Sie sicher? Wer tut denn so was?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Farley, während sie in seinen Ford Pick-up stiegen. Er war ein stämmiger Mann mit breiten Schultern und trug eine gemusterte Holzfällerjacke. »Aber von allein ist das nicht passiert. Ich kenn mich mit Huskys aus. So glatt bre-

chen die Knochen nie, wenn sie sich irgendwo verletzen.« Er lenkte seinen altersschwachen Kleinlaster auf die Cushman Street und fuhr über die Brücke nach Norden. Die Räder gruben sich mühsam durch den knöcheltiefen Schnee. »Sobald Sie Kodiak verarztet haben, geh ich zum Marshal und mache ihm die Hölle heiß. Und wenn das nichts nützt, schnapp ich mir den verfluchten Kerl selber und werf ihn den Wölfen vor.«

Emily kannte den Farmer von früheren Besuchen. Er war ein Hitzkopf, dem öfter mal der Kragen platzte. An seinen Tieren hing er besonders, sogar an seinen Kühen und Schweinen, und seine Huskys behandelte er beinahe so gut wie seine Frau und seinen vierzehnjährigen Sohn. Kodiak war nicht sein Leithund, leistete ihm aber schon seit Jahren treue Dienste und war ihm besonders ans Herz gewachsen, seitdem er von einer Lawine überrascht worden und nur mühsam entkommen war. »Sind Lucy und Waldo okay?«, fragte sie, als sie auf den kaum sichtbaren Feldweg zu der Farm abbogen.

»Viel Arbeit«, antwortete er. »Waldo und ich wollen es in diesem Winter wieder mit Fallenstellen versuchen. Ein Dutzend kostbarer Pelze würde schon reichen. Seitdem die Eisenbahn nach Fairbanks kommt, verkaufen wir mehr Kartoffeln als früher, aber ein kleiner Zusatzverdienst würde nicht schaden.«

In der Ferne tauchte seine Farm auf: ein Blockhaus, ein Stall und ein Schuppen. Der Schweinepferch neben dem Stall war unter einer Schneewehe verschwunden. Ein zottiger Hund lief neben dem Pick-up her und schnüffelte an Emily, als sie ausstieg. »Kodiak liegt im Schuppen«, sagte Farley. Er kletterte ebenfalls aus dem Wagen und rannte über den Hof. »Waldo ist bei ihm.«

Waldo war ein kräftiger Junge, der sich rauer und grober gab, als er wirklich war. Mit seinem offenen Wollmantel und seiner Schiebermütze sah er wie ein Stadtjunge aus. Nur sein gerötetes Gesicht und seine schwieligen Hände verrieten, dass er die meiste Zeit im Freien arbeitete. Er kniete neben dem verletzten Husky, der auf einem notdürftigen Strohlager lag und leise jaulte. »Gut, dass Sie kommen, Doc«, begrüßte er sie. »Kodiak hält nicht mehr

lange durch. Der linke Vorderlauf ist gebrochen und muss ihm höllisch wehtun.«

»Na, dann wollen wir mal sehen«, erwiderte sie, kniete ebenfalls neben dem verletzten Hund und öffnete ihre Arzttasche. Mit ihrer rechten Hand strich sie vorsichtig über den gebrochenen Vorderlauf. »Keine Angst, Kodiak. Sobald es wehtut, lasse ich sofort los!« Doch als sie die Bruchstelle fand und er jaulte, blieb sie doch ein wenig länger darauf, bis sie einigermaßen sicher sein konnte, dass der Knochen nicht gesplittert war. »Sieht nach einem glatten Bruch aus, Kodiak. Das kriegen wir hin, versprochen.«

Sie spritzte dem Husky ein Schmerzmittel und wartete geduldig, bis er nicht mehr winselte. Er war der stärkste Hund des Gespanns, ein kräftiger Siberian Husky aus einer Inuit-Zucht am Polarmeer. Eine Verletzung musste schon ernsthaft sein, um ihn zum Jaulen zu bringen. »Du schaffst das, Kodiak«, redete sie ihm weiterhin gut zu, »du bist doch keines von diesen verwöhnten Schoßhündchen, die mir die Städter manchmal bringen.« Sie holte eine Schiene und Verbandszeug aus ihrer Arzttasche. »Aber einmal muss ich dir noch wehtun, sonst wächst der Knochen falsch zusammen, und du musst für den Rest deines Lebens humpeln. Das wollen wir doch nicht, oder?«

Das schmerzerfüllte Jaulen des Huskys, als sie den verletzten Vorderlauf richtete, ging nicht nur ihr, sondern auch Farley und seinem Sohn durch Mark und Bein, und von draußen meldeten sich die übrigen Huskys, als wüssten sie, was im Schuppen geschah. »Tut mir leid, Kodiak, aber es ging nicht anders«, tröstete sie den Hund. »Du wirst sehen, wenn die Schiene dran ist, geht es dir gleich viel besser. Du lässt dich nicht unterkriegen, stimmt's?«

Sie passte die Schiene an und stabilisierte den Vorderlauf mit einem festen Verband. Kodiak bekam kaum noch etwas davon mit. Das starke Medikament ließ ihn in einen leichten Dämmer-schlaf sinken. Die Schmerzen schien er kaum noch zu spüren, vielleicht wollte er auch tatsächlich zeigen, wie hart er im Neh-

men war. »So ist es besser, Kodiak. Du wirst eine Weile humpeln, aber in ein paar Wochen kannst du wieder einen Schlitten ziehen, bestimmt.«

»Er wird eine Weile schlafen«, sagte Emily zu dem Farmer, bevor sie ins Haus gingen.

Lucy Farley, eine kräftige Frau mit großen blauen Augen in einem runden Gesicht, wartete bereits mit Kaffee und frisch gebackenen Keksen auf sie. Nachdem sie Emily begrüßt und sich nach Kodiak erkundigt hatte, schenkte sie Kaffee ein. »Wenn Sie schon mal hier sind, sollten Sie auch meinen Kaffee und meine Kekse probieren«, sagte sie. »Ein Rezept aus der alten Heimat.« Wie so viele Menschen in Alaska stammte auch sie aus Skandinavien.

Der Kaffee war stärker als im Corner Café, und die Kekse schmeckten so gut, dass es Emily schwerfiel, sich zurückzuhalten. Während sie aß, legte ihr der Mann ein paar Münzen auf den Tisch, doch sie gab ihm die Hälfte zurück. »Ich will Sie nicht ausnehmen, Harold. Das war doch kaum der Rede wert.«

Emily aß eine Weile schweigend und trank von ihrem Kaffee. Mit dem Becher in beiden Händen sagte sie schließlich: »Sie haben recht, Harold. Es sieht ganz so aus, als hätte ihm jemand das Bein mit Absicht gebrochen. Jemand, der sich mit Hunden auskennt, sonst hätte er sich wohl kaum an Kodiak vergreifen können, ohne dass Sie etwas merken. Wo haben Sie den armen Kerl denn gefunden?«

»Bei den anderen Hunden neben dem Schuppen«, antwortete Farley. »Er war angekettet. Auch einer, der sich mit Hunden auskennt, würde es niemals schaffen, ungeschoren an ihn heranzukommen. Das heißt ...« Er warf Holz in den Ofen und richtete sich nachdenklich auf. »Die Huskys waren ungewöhnlich müde heute Morgen. Normalerweise sind sie noch vor uns auf und stimmen ein lautstarkes Konzert an. Heute waren alle benommen. Alle bis auf Franky, unseren Leithund, aber der war die ganze Nacht bei uns im Haus.«

»Dann hat sie jemand betäubt«, erkannte Emily. »Etwas Fleisch oder Lachs mit einem Schlafmittel geimpft, ihnen zugeworfen

und Kodiak dann das Bein gebrochen. Aber warum sollte jemand so etwas tun? Warum hat er den Husky nicht vergiftet, wenn er ihm unbedingt etwas antun wollte? Das wäre doch viel einfacher gewesen. Kennen Sie jemanden, der zu so etwas fähig wäre?»

Farley blickte über Emily hinweg und beobachtete die Hunde neben dem Schuppen. Inzwischen war die Sonne aufgegangen, arktisches Halbdunkel ließ das Land in einem geheimnisvollen Licht erscheinen. »Ich kenne einige Männer, die gern mal einen über den Durst trinken und sich prügeln, aber so was Gemeines brächten auch die nicht fertig.« Er tauschte einen Blick mit seiner Frau, die sich ebenfalls Kaffee eingeschenkt hatte. »Hast du eine Ahnung, wer uns so etwas antun könnte? Wir haben doch keine Feinde.«

»Betrunkene Goldgräber? Die sind zu allem fähig.«

»Kann sein«, erwiderte Farley. »Na, ich werde es schon noch herausfinden. Wer immer es getan hat, kann sich auf was gefasst machen. Entweder buchtet ihn der Marshal ein, oder ich schnappe mir den Burschen und lasse ihn teuer für diese Schweinerei bezahlen. Ich hab Emily schon gesagt, was dem Burschen blüht, falls ich ihn in die Finger bekomme.« Er blickte auf das Gewehr, das über der Tür auf zwei Haken lag. »Der kommt mir nicht davon.«

»Ein Rachezug bringt Ihnen nur Ärger ein«, sagte Emily. »Verlassen Sie sich lieber auf den Marshal, der findet den Schuldigen bestimmt.«

»Glauben Sie?«

»Ich hoffe es«, sagte Emily und dachte daran, was der Marshal wohl zu ihr sagen würde, wenn sie ihm von der Drohung der schwarz gelockten Hexe berichtete. »Die Hauptsache ist doch, dass Kodiak wieder ganz gesund wird.«

Farley brachte sie in seinem Pick-up nach Hause und bedankte sich noch einmal. »Andere hätten Kodiak vielleicht erschossen oder ertränkt, aber so was bringe ich nicht übers Herz«, sagte er. »Ich hab nicht viel mit dem Hokuspokus der Indianer im Sinn, aber in einem haben sie recht: Auch Tiere haben eine Seele. Meine Kühe, meine Schweine und vor allem meine Huskys. Auf die lasse ich nichts kommen. Sie finden das vielleicht komisch, aber für mich gehören sie alle zur Familie. Und mein Sohn Waldo denkt genauso wie ich.«

»Nein«, erwiderte Emily, »ich finde das nicht komisch. Auch Tiere haben Gefühle, selbst ein ausgewachsener Grizzly, und wir sollten sie respektvoll behandeln. Wenn ich nicht so denken würde, hätte ich wohl meinen Beruf verfehlt. Ein Tierquäler gehört hinter Gitter, da darf es kein Pardon geben.«

Farley nickte. »Meine Rede. Und deshalb fahre ich jetzt auch zum Marshal und sage ihm, was passiert ist.« Er stieg aus und half ihr aus dem Wagen. »Keine Angst, ich unternehme nichts auf eigene Faust. Es sei denn, ich erwische den Kerl auf meiner Farm. Sorgen mache ich mir nur um meinen Sohn.«

»Waldo? Waldo ist kein Freund von Gewalt, das hat er mir selbst gesagt.«

»Ich kenne ihn besser, Doc.« In seinem Blick lag ernsthafte Sorge. »Er kann ziemlich unangenehm werden, wenn irgendwo ein Unrecht geschieht. Egal, ob es gegen Menschen oder Tiere geht. In der Schule ist er mal auf drei ältere Jungen losgegangen, weil sie einem Hund einen Feuerwerkskörper an den Schwanz gebunden hatten. Ihm ist es völlig egal, ob er sich dabei eine blutige Nase holt. Und als wir einen Indianer trafen, der auf seine Schlittenhunde mit der Peitsche einschlug, hätte er mir am liebsten das Gewehr entrissen. Er ist ein guter Junge, aber ich weiß



manchmal nicht, wie ich ihn im Zaum halten soll.« Ihm schien erst jetzt aufzufallen, dass er einen Teil seiner familiären Probleme preisgab. »Aber ich möchte Sie nicht mit meinen Sorgen belasten. Auf Wiedersehen, Doc.« Er stieg in seinen Wagen und fuhr davon.

Emily stieg den schmalen Pfad zu ihrem Anbau hinauf und zögerte, als sie sah, dass die Haustür nur angelehnt war. Kaum jemand in Fairbanks verschloss seine Tür, das Vertrauen in die Mitmenschen war immer noch groß, aber es würde auch niemand wagen, ein fremdes Haus zu betreten. »Hallo! Ist da jemand?«, rief Emily. Es war immerhin möglich, dass Mrs Mallory oder ein anderer Patient in der Praxis auf sie wartete. »Sind Sie das, Mrs Mallory?«

Als keine Antwort kam, schob sie die Tür nach innen auf und betrat die Praxis. Sie schaltete das Licht ein und hielt in der offenen Tür inne, ließ ihren Blick durch den Raum schweifen und blieb an der herausgezogenen Schublade der Kommode hinter dem Behandlungstisch hängen. Sie ließ Schränke und Schubladen niemals offen stehen, hielt peinliche Ordnung und räumte nach einer Behandlung schon aus hygienischen Gründen immer gründlich auf. Niemand brachte seinen kranken Vierbeiner gern zu einer schlampigen Ärztin.

Sie schloss die Haustür, stellte ihre Arzttasche ab und ging auf die Kommode zu. Unter ihren Stiefeln knarrten die frisch geputzten Dielen. Das unangenehme Gefühl, heimlich beobachtet zu werden, machte ihr Angst und ließ sie einige Schritte langsamer gehen, doch es war niemand zu sehen. In der Praxis gab es kaum ein Versteck. Um sicherzugehen, ging sie einmal um den Behandlungstisch herum, doch auch dort hatte sich niemand verkrochen, und sie atmete erst einmal durch, froh darüber, keinem Eindringling zu begegnen.

Die Schublade war halb herausgezogen, aber vielleicht hatte sie sich selbstständig gemacht. Doch dann entdeckte sie das blitzende Skalpell auf dem Behandlungstisch, auf sauberem Verbandsmull, damit sie es auf keinen Fall übersah. Die offene Schublade war kein

Zufall. Ein Fremder hatte sich ins Haus geschlichen und das Skalpell ganz bewusst auf dem Behandlungstisch platziert. Jemand wollte ihr Angst einjagen. Sieh her, ich bin dir nahe und immer bereit, dich mit deinem eigenen Skalpell oder einer anderen Waffe zu töten. Du entkommst mir nicht. Aber ich lasse mir viel Zeit. Ich will dich leiden sehen.

»Caroline!«, flüsterte Emily. Sie hatte nicht geträumt, die Hexe war tatsächlich über den Fluss gekommen und kündigte mit dieser seltsamen Geste ihren neuen Rachezug an. Die Sache mit dem Skalpell passte zu ihr. Niemand sonst wäre auf die Idee gekommen, sie auf diese Weise zu erschrecken.

Sie legte das Skalpell in die Schublade zurück und warf die Mullbinde in den Abfalleimer. Verstört stützte sie sich auf dem Behandlungstisch ab und dachte nach. Caroline konnte das Skalpell nicht herausgenommen haben. Nur mit einem Flugzeug hätte sie so schnell in Fairbanks sein können, und sicher wusste sie um das viel zu große Risiko, in der Stadt aufzutauchen, selbst vier Jahre nach ihrem Verbrechen. Dazu kannten sie zu viele Leute. Sie musste schon vor ihrer Begegnung in den Bergen auf die Idee gekommen sein und hatte vermutlich einen Komplizen beauftragt, das Messer auf den Behandlungstisch zu legen. Einen Fallensteller, den sie mit ihrer erotischen Ausstrahlung verzaubert hatte, oder einen Indianer, der an ihre geheimnisvollen Kräfte glaubte und ihr ergeben war. Caroline verstand es, in mehreren Rollen zu überzeugen und ihre Talente zu ihrem Nutzen einzusetzen. Wie sonst hätte sie es vor vier Jahren geschafft, einen Millionär zu heiraten und ihn und die ganze Stadt an der Nase herumzuführen, nur um ihn bald darauf zu ermorden und mit einem Teil seines Geldes in der Wildnis zu verschwinden?

Sie richtete sich auf und sah einen Schatten über die Wand kriechen. Ihr Blick wanderte die Treppe hinauf. War der Eindringling noch im Haus? Hatte er sich in ihrer Wohnung versteckt? Noch immer in Anorak und Wollmütze, die Handschuhe an einem Lederband um ihren Hals hängend, stieg sie in den ersten Stock hinauf. Vergeblich tastete sie nach ihrem Revolver, der

längst an seinem Platz im Nachttisch lag. Sie zögerte einen Augenblick, knipste das Licht im Wohnzimmer an und atmete erleichtert auf, als dort niemand auf sie wartete. Auch im Schlafzimmer und der Küche lauerte kein Eindringling. Dennoch schob sie die Waffe in ihre Rocktasche, um im Falle eines Angriffs nicht vollkommen wehrlos dazustehen. Es machte ihr nichts aus, dass sie selbst mit dem Revolver kaum eine Chance gegen einen heimtückischen Angriff hätte.

Ein heißer Tee mit viel Milch und Zucker beruhigte sie wieder. Sie gönnte sich ein Sandwich mit Käse und Elchschinken, erledigte den Schreibkram, der sich während der letzten Tage angesammelt hatte, und schaute aus dem Fenster. Der Blick auf die winterliche Landschaft beglückte sie immer wieder. Wo andere nur unwirtliche Natur und menschenfeindliche Wildnis sahen, zeigten sich ihr die verschneiten Wälder und die mächtigen Berge der Alaska Range, die im trüben Tageslicht nur schemenhaft zu erkennen waren, als urwüchsige Natur, wie man sie nur hier in Alaska erleben konnte. Für sie hatte der Winter etwas Magisches. Das Land wirkte friedlicher und stiller. Und die strenge Kälte und die stürmischen Blizzards waren eine Herausforderung, der sie sich gerne stellte. Auch deshalb kamen einige Piloten nach Alaska. Weil sie dort wirklich geprüft wurden und immer am Limit fliegen mussten, wenn sie erfolgreich sein wollten. Das Gefühl, über ein Land zu fliegen, das von Menschen noch relativ unberührt war und auch jetzt noch in seinem Urzustand verharrte, und die scheinbar unendliche Weite empfanden sie als Belohnung.

Der Gedanke, dass Caroline in dieser Wildnis heimisch geworden war, erschreckte sie. Wenn sie tatsächlich einige der Indianer und vielleicht auch weiße Fallensteller auf ihre Seite gebracht hatte, war ihr alles zuzutrauen. Das hatte sie schon bei ihren Morden vor einigen Jahren bewiesen. Sie war eine fanatische Frau, besessen von dem Gedanken, Emily und Mike zu vernichten, und fest entschlossen, sie mit der Ermordung lieber Verwandter und Freunde zu quälen, bevor sie endgültig zuschlug. Sie musste un-

bedingt aufgehalten werden. Doch Emily wusste schon jetzt, dass der Marshal ihre Schilderung als Hirngespinnst abtun würde. Zu abwegig war der Gedanke, die weiße Mörderin könnte vier Jahre in der Wildnis ausgehalten und den Indianern weisgemacht haben, sie hätte sich mit den bösen Geistern zusammengetan. Eine Vorstellung, der Emily selbst nicht traute. Sie konnte die Hexe nicht getroffen haben! Warum sollte Caroline ausgerechnet dort auftauchen, wo sie mit ihrer Maschine notlandete? Sie war kein übernatürliches Wesen, das sich an jeden beliebigen Ort wünschen konnte, nur eine – wenn auch sehr geissene – Verbrecherin.

Jemand klopfte an die Haustür. Sie erstarrte, blieb einen Augenblick bewegungslos sitzen und stand erst auf, als es ein zweites Mal klopfte und eine vertraute Stimme erklang: »Doc Carmack! Sind Sie zu Hause, Doc?«

Sie lief in die Praxis hinab und öffnete die Tür. »Aaron Peterson! Sie sind es. Tut mir leid, ich war gerade im Bad.« Sie sah den besorgten Blick des früheren Schmieds und ahnte, was ihn bewegte. »Ist was mit Ihren Pferden?«

»Betsy«, antwortete er. »Irgendwas stimmt nicht mit ihr.«

»Ich komme.« Sie zog ihren Anorak an und griff nach der Arzttasche. Der Pferdezüchter Peterson besaß kein Automobil, und sie mussten zu Fuß zu den Ställen nördlich der Schienen laufen. Schon aus der Ferne hörten sie das Wiehern der kranken Stute. Anscheinend litt sie unter starken Schmerzen.

Emily hatte das anfällige Tier schon mehrmals behandelt. Inzwischen war die Stute in die Jahre gekommen und noch viel öfter krank. Sie lag getrennt von den anderen Pferden in einem Schuppen, wälzte sich auf dem Boden und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere. Ihr Atem ging stoßweise. Als Emily und Peterson den Schuppen betraten, sprang sie auf, schlug wütend aus und stampfte mehrmals mit den Hinterhufen auf. Ihr Bauch verkrampfte sich und ließ sie noch einmal schrill wiehern und mit beiden Hinterhufen ausschlagen.

»Eine Kolik«, erkannte Emily sofort. »Halten Sie die Gute fest,

damit ich ihr eine Beruhigungsspritze geben kann.« Sie kniete bereits, nahm eine Flasche aus ihrer Arzttasche und zog eine Spritze auf. »Was hat sie gefressen?«

»Dasselbe wie die anderen Pferde«, antwortete Peterson. »Vor allem Heu und etwas Hafer. Ich kaufe nur erstklassiges Futter, teures Zeug.«

Sie betrachtete das aufgezogene Beruhigungsmittel im Schein einer Petroleumlampe und ließ einige Tropfen entweichen. »Das weiß ich doch, Aaron. Stimmt die Verdauung? War Betsy einer besonderen Belastung ausgesetzt?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Peterson näherte sich der Stute vorsichtig von der Seite, schlang die Arme um ihren Hals und redete beruhigend auf sie ein. »Ganz ruhig, Betsy! Gleich geht es dir besser. Du bekommst ein Beruhigungsmittel, davon gehen die bösen Krämpfe weg. Halte durch, meine Liebe!«

Emily kam ebenfalls von der Seite, um nicht von den Hinterhufen getroffen zu werden, falls die Stute ausschlug, und spritzte ihr das krampflösende Mittel mit einer geübten Bewegung in den Hals. Die Medizin wirkte schnell. Schon wenige Minuten später ging es Betsy sichtlich besser. Emily tastete sie vorsichtig ab, untersuchte ihren Darm und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es was Ernstes ist. Waren Sie gestern mit der Stute unterwegs?«

»Gestern früh«, bestätigte er. »Ich hab sie vor den Schlitten gespannt und einen Freund in Nenana besucht. Mit Huskys hab ich's nicht so.« Er streichelte gedankenverloren des Hals der leicht zitternden Stute und hielt plötzlich inne. »Da fällt mir ein ... Wir hatten eine unliebsame Begegnung mit einem Elch. Der Bursche brach dicht vor uns aus dem Wald und hätte uns beinahe über den Haufen gerannt. Betsy hat sich ziemlich erschrocken, und wenn ich ehrlich bin ... ich hätte mir auch fast in die Hosen gemacht.«

Emily betrachtete die Stute. »Dann liegt es vielleicht daran. Betsy ist nicht mehr die Jüngste und nimmt sich so was mehr zu Herzen als andere Pferde. Gut möglich, dass ihre Angst eine Kolik ausgelöst hat.« Sie zog eine Dose aus ihrer Arzntasche.

»Ich lasse Ihnen ein Schmerzpulver da. Mischen Sie es unter möglichst leichtes Futter. Ich denke aber, die Spritze mit dem krampflösenden Mittel ist schon genug. Melden Sie sich, falls es nicht besser wird.«

Emily verabschiedete sich von ihm und seiner Stute und kehrte in die Innenstadt zurück. Unterwegs grüßten sie zahlreiche Bekannte, und sie blieb mehrmals stehen und ließ sich auf eine längere Unterhaltung ein. Alles andere wäre unhöflich gewesen. Mehrere Männer warfen ihr bewundernde Blicke zu, obwohl sie sich in dem dicken Anorak, den Stiefeln und der Pelzmütze über den dunklen Haaren nicht gerade für besonders attraktiv hielt. Männer hatten wohl eine andere Sichtweise oder projizierten etwas in sie hinein, das sie gar nicht verkörperte. Dennoch genoss sie die Blicke, wenn sie auch niemals in die Versuchung gekommen wäre, mit einem Lächeln zu antworten. Sie liebte ihren Mike, egal, wie unzuverlässig er manchmal war.

Als sie hinter der Klinik von Doktor Benson in die Nebenstraße bog, die zu ihrem Anbau führte, hörte sie plötzlich seltsame Geräusche und leises Stöhnen. Instinktiv verlangsamte sie ihre Schritte. Sie blieb neben einem Gebüsch stehen, das sie vor den Blicken eines Arztes und einer Schwester verbarg, die vor dem Seiteneingang standen und sich leidenschaftlich küssten.

Betty-Sue, ihre langjährige Freundin! Beinahe hätte sie ihren Namen laut gerufen, so überrascht war sie, die Krankenschwester, die auch mit ihrer Mutter befreundet war, in inniger Umarmung mit einem jüngeren Arzt zu sehen.

Sie kannte den Mann. Er hieß Adam Connick, stammte aus Los Angeles und war erst vor wenigen Wochen nach Alaska gekommen. Ein fröhlicher Bursche, der schon während einer Thanksgiving-Party, auf der Mike und sie ebenfalls gewesen waren, ausgiebig mit Betty-Sue geflirtet hatte. Er war blond und groß gewachsen, wie man sich einen Kalifornier vorstellte, gestand aber jedem, mit Sonne und Strand wenig am Hut zu haben. »Wenn die anderen in der Sonne brieten, war ich in den Sierras beim Skilaufen«, hatte er berichtet.

Emily verstand nicht, was die beiden sagten, doch es sah ganz danach aus, als würden sie Zärtlichkeiten austauschen. Sie berührten und streichelten einander, lächelten verliebt, er voller Verlangen und sie eher schüchtern und zurückhaltend, und schienen nicht voneinander lassen zu können. Und doch erkannte Emily auch Traurigkeit in Betty-Sues Augen. Immerhin betrog sie ihren behinderten Mann, der unheilbar an Rheuma und einem geheimnisvollen Muskelleiden erkrankt war und schon seit zwei Jahren in einem Heim lebte.

Als sie sich voneinander lösten und Connick nach einem letzten Kuss im Haus verschwand, wollte sich Emily klammheimlich aus dem Staub machen, kam jedoch nicht weit. »Emily!«, hörte sie ihre Freundin rufen. »Wo kommst du denn her? Ich dachte, du bist mit deiner Maschine irgendwo im Norden.«

Emily blieb nichts anderes übrig, als umzudrehen und zu ihr zu gehen. Mit einem gezwungenen Lächeln antwortete sie: »Ich bin seit heute Morgen zurück und war den ganzen Tag im Einsatz. Wintereinbruch. Da gibt es viel zu tun.«

»Bei uns auch. Du glaubst gar nicht, wie viele Leute mit Erkältungen und Grippe zu uns kommen. Zum Glück alles harmlos.« Auch Betty-Sues Lächeln wirkte aufgesetzt und außerdem ein wenig schuldbewusst. Sie blickte Emily forschend an. »Du standest schon länger dort, nicht wahr? Du hast uns gesehen.«

Emily nickte zögernd. »Ich hab euch nicht belauscht, Betty-Sue. Und ich habe euch nicht nachspioniert. Ehrlich gesagt, wär's mir lieber, ich hätte euch gar nicht bemerkt. Entschuldige bitte, dass ich ... ich hab's nicht gewollt, Betty-Sue. Aber dein Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben. Du weißt, dass ich niemand etwas sagen werde. Du bist eine erwachsene Frau ...«

»Ich weiß nicht«, unterbrach Betty-Sue sie. »Wenn es um die Liebe ging, hab ich immer nur Mist gebaut. Der Indianer, der mich meinen Job gekostet hat. Der junge Soldat, der schwerverletzt und wahnsinnig aus dem Großen Krieg zurückkehrte. Georgie, der viel zu alte Mann, den ich gegen seinen Willen in ein Heim einweisen musste. Und Adam Connick, unser neuer

Assistenzarzt, den ich wie eine unschuldige Schwesternschülerin anhimmele und dabei ganz vergesse, dass er beinahe zwanzig Jahre jünger ist als ich und vielleicht nur eine Affäre mit einer enttäuschten Frau sucht. Ich habe es versucht, Emily. Ich schäme mich vor dir und Georgie, den ich auf so miese Weise betrüge.«

Emily nahm sie in den Arm. Obwohl Betty-Sue ihren Anorak übergezogen hatte, wie immer, wenn sie zum Rauchen aus dem Seitenausgang kam, schien sie zu frieren. »Ich bin die Letzte, die sich ein Urteil über dich erlauben würde«, sagte Emily. »Du hast mehr mitgemacht als alle anderen Frauen, die ich kenne. Du hast es immer ehrlich gemeint und einfach nur Pech gehabt.«

»Nicht mit Georgie. Ich liebe ihn, ich liebe ihn wirklich. Vielleicht nicht so, wie du Mike liebst, aber er ist ein guter Mensch, der es nicht verdient hat, von mir betrogen zu werden. Es ist nur ...« Sie blickte auf den Schnee zu ihren Füßen. »Wenn Adam vor mir steht, kann ich nicht anders. Ich brauche nur in seine Augen zu blicken und schmelze dahin. Das ist doch nicht normal.«

»Das nennt man Liebe, Betty-Sue.«

»Oder Schwärmerei, und dafür bin ich zu alt.«

Obwohl Emily viel jünger war, kam sie sich wie eine Mutter oder ältere Freundin vor. »Georgie könnte dein Vater sein, Betty-Sue, und er weiß das. Ich bin sicher, er würde dich verstehen und wäre dir nicht mal böse. Ihm reicht es vielleicht, wenn du ihn als Krankenschwester besuchst.«

»Warum muss alles immer so kompliziert sein?«, seufzte Betty-Sue.

Emily kam nicht mehr dazu, ihr zu antworten. Hinter ihrem Anbau huschte eine dunkle Gestalt hervor, rannte über die Straße in den Wald gegenüber und verschwand so schnell zwischen den Bäumen, dass Emily gar keine Zeit blieb, ihr Gesicht zu erkennen. Der geheimnisvolle Einbrecher, der das Skalpell aus der Schublade genommen hat, dachte sie sofort. Einem Impuls folgend, ließ sie ihre Arzttasche fallen und rannte hinter der Gestalt her. Sie suchte minutenlang im Wald nach ihr, ohne sie zu entde-



cken. Enttäuscht kehrte sie zum Krankenhaus zurück. Betty-Sue blickte ihr nervös entgegen.

»Wer war das? Ein Einbrecher?«

»Nein, ich dachte nur ...« Sie winkte ab. »Ach, nichts. Ich hab schlecht geschlafen, das ist alles. Aber ich glaube, da wartet eine alte Bekannte auf mich.« Sie blickte zum Eingang zu ihrem Anbau hinüber. »Mrs Esther Mallory. So gut wie ihrer Kitty geht es keiner anderen Katze, aber sie kommt jede Woche zu mir und bittet mich, sie von irgendeinem schweren Leiden zu befreien.«

»Das kenne ich«, erwiderte Betty-Sue und konnte schon wieder lachen.